

# Fr. Nietzsche und Fr. Overbeck von C. A. Bernoulli

Autor(en): **Mez, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **1 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751187>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# FR. NIETZSCHE UND FR. OVERBECK VON C. A. BERNOULLI.

(Mit Benützung der Aushängebogen des 2. Bandes.)

Leider nicht der Briefwechsel! Der ist noch immer tabu. Sonst aber alles interessante Alte vom Manne Nietzsche und sehr viel Neues, hauptsächlich aus der „Tradition Overbeck“, so dass hier vor allem einmal — militärisch gesprochen — energische seitliche Aufklärung geübt wird.

Die einzigen unbekanntenen Nietzschebriefe bringt Frau Overbeck in ihren Erinnerungen an das „Lou-Erlebnis“, die ich überhaupt für eines der wichtigsten Kapitel in diesem Buche halte, und die mit ihrem Wechsel von Teil- und Distanznahme musterhaft sind für „Erinnerungen einer Frau an den Freund ihres Mannes“. Deren gibt es im Leben so viel und leider in der Literatur so wenig. — Pfingsten 1882 meint Nietzsche, er müsse sich offenbar durch Frau Professor Overbeck etwas „loseisen“ lassen. Er schreibt ihr: „Fräulein Lou wird diesen Dienstag Nachmittag zu Ihnen kommen. Sprechen Sie über mich mit jeder Freiheit, verehrte Frau Professor, Sie wissen ja und erraten ja, was mir, um mein Ziel zu erreichen, am meisten not tut — Sie wissen auch, dass ich kein „Mensch der Tat“ bin und in bedauerlicher Weise hinter meinen besten Absichten zurückbleibe. Auch bin ich, eben wegen des erwähnten Zieles, ein böser Egoist — und Freund Rée ist in allen Stücken ein besserer Freund als ich (was Lou nicht glauben will). Freund Overbeck darf bei diesem Privatissimum nicht zugegen sein? Nicht wahr?“ Er hatte sich aber als bösen Egoisten und Zielkünstler überschätzt.

Die Zeit in der „meine Phantasie und mein Mitleid in dem Schlamm dieser Erfahrungen haben waten müssen“, ist die Zeit Zarathustras. Und die ganze Angelegenheit, die deutlicher als alles Andere zeigt, wie viel piccolo mondo noch in und um Nietzsche war, gibt eine Erklärung dafür, dass er diesmal so lange die Form der Naiven ertrug, deren Pathos für Walt Whitmann recht ist, die aber der Leser, den sich Nietzsche wünscht, auf die Dauer nicht aushalten kann.

Das seltsame Schicksal hat es gefügt, dass Overbeck, der vorsichtige, wenig schreibende Gelehrte, Freund der beiden grössten Rhetoren wurde, deren sich Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rühmen durfte, Nietzsche und Treitschke. Diese beiden blieben ihr Leben lang Erzieher und Schulmeister, wenn auch im sublimsten Sinne, während von Overbeck zur Zeit, da ich in Basel studierte, die Sage ging, er verlege sein exegetisches Kolleg absichtlich auf die unbequemste Stunde des Nachmittags, um keine Schüler zu bekommen.

Mit den Briefen Overbecks an Treitschke beginnt das Buch, ihre entgegengesetzte Entwicklung hiess dann die beiden Männer gegen einander schweigen. Im Jahre 1875 bemerkt Overbeck dem Herold des neuen Reiches: „auch den Staat kann man ja jedenfalls zu ernst nehmen“, und 1880 zwingt ihn seine innere Reinlichkeit, ganz deutlich zu werden: „Peinlicher noch und, um ganz offen zu reden, da ich es einmal tue, abstossender ist mir ein anderer Ton, der aus Deinen letzten Veröffentlichungen immer unverzagter herausklingt, ich meine den „christlichen“. Hier nun zunächst kein Missverständnis. Ich meine nicht ein persönliches Gefühl, welches ich bei jedermann im höchsten Grade achte, der es besitzt, und welches mir also bei Dir, als meinem Freunde, wenn es Dir gekommen ist, anzutasten nicht in den Sinn kommt. Ich meine den öffentlichen Gebrauch, den Du im politischen Streit von diesem Gefühl machst, und in welchem Du immer mehr die alte, bei Dir mir immer besonders wertvolle Scheu verloren gehen sehe, Fragen der Religion in den Streit der Politik hereinzuziehen. Nur gegen diesen Verlust drücke ich meinen Widerwillen aus, weil ich allerdings für diesen Respekt nicht habe und insbesondere auch der Meinung bin, ein Mann mit Deiner Vergangenheit setze sich bei Deiner heutigen Redeweise der Frage aus, welchen Beruf er habe, mit seinem Christentum so herauszutreten. Denn so leicht wird es doch damit immerhin nicht zu nehmen sein, dass man eines Tages so tun dürfte und wäre doch sonst für das Publikum wenigstens in allen Stücken der alte Adam, wobei sich das Christentum wie ein politisches Expediens neben andern ausnimmt. Entschuldige meine Grobheit, es handelt sich hier um einen Punkt, bei welchem ich keinen Spass verstehe und, wenn Du willst, unverträglich bin. Ich habe in

meinem Leben Veranlassung gehabt, mir alle Vermischung radikaler kirchlicher Tendenzen mit politischen vom Leibe zu halten, und habe so getan, ganz gewiss nicht, weil ich an konservativer Mengerei der Art grösseren Gefallen hätte. So empfinde ich und so lerne ich aus der Geschichte, dass, wenn es einen Punkt gibt, an welchem man inne wird, dass das Christentum etwas in der Menschheit verrenkt hat, dieser in allen Verbindungen zu finden ist, die das Christentum mit der Politik eingegangen ist, wie ich denn auch gar nicht zweifle, dass hier der Punkt ist, an welchem es noch einmal allgemeiner Geringschätzung erliegen wird, wenn mit ihm dieser Bereich nicht noch sauber zu halten ist“.

Aus Nietzsches Basler Zeit hat Bernoulli manches Unbekannte zusammengetragen, darunter Wichtiges, wie Nietzsche am Pädagogium, und die Erinnerungen Professor Piccards; man wundert sich aber, wie wenig er und die damalige Jugend Basels sich angenommen haben, wie wenig sie von ihm zu sagen weiss. Doch laufen ausser den von Bernoulli I, S. 436 genannten unverhörten Zeugen noch manche herum, bei denen ergiebige Nachlese zu halten wäre. Meistens allerdings aus der Schulzeit, denn von den Studenten wurde Nietzsche nach seiner philosophischen Ächtung weniger gehört, was Overbeck schmerzlich empfand.

Die Briefe des jungen Brenner an seine Familie erzählen von der Hausordnung in dem „Sorrentiner Kloster für freiere Geister“: „jeden Morgen gegen 6<sup>1/2</sup> Uhr stehe ich auf. Dies verdanke ich Nietzsche, der mich auftreibt. — Morgens 8 Uhr Dr. Rée, Nietzsche und ich zum Frühstück. — Letzte Woche machten Nietzsche und ich jeden Vormittag einen Lauf von drei Stunden. — Ich habe das Amt, jeden Mittag zu verkünden, am Tische: „Heute ist (zum Beispiel) Montag, der 23. November 1876“. Abends liest Dr. Rée vor. Er hat bereits Vorlesungen über Geschichte (nachgeschriebene) von Jakob Burckhardt und Thukydides gelesen. Jetzt lesen wir Platos Gesetze. — Dr. Rée liest nun das fünfte Geschichtsbuch (Rankes Geschichte der Päpste) vor. Im Neuen Testament sind wir schon bald mit Matthäus fertig. Wir sind immer von neuem gerührt. Das Neue Testament hat wohl selten Ungläubigen so viel Freude und Erbauung gegeben. Wir wundern uns auch über den trefflichen Unterricht, den man in der Religion erhält: denn für uns alle kommt nichts neues darin vor“.

Überraschen wird Nietzsche's Verhältnis zu den modernen Sprachen: „Nietzsche hat niemals eine lebende fremde Sprache auch nur annähernd beherrscht. Darüber darf man sich durch die geistreich eingestreuten englischen, italienischen und französischen Brocken nicht täuschen lassen. Die spielende Erlernung einer andern als der Muttersprache ist überhaupt niemals Sache tief veranlagter, auf den Grund gehender Naturen. Es ist nicht zufällig, dass Kinder und Oberkellner in dieser Leichtigkeit hervorstechen. — In Basel hat Nietzsche mit einem Theologie-Studenten, dem Sohne eines Hauses, in dem er viel verkehrte, französisch getrieben. Dabei ging es noch recht anfängermässig zu. Das Wörterbuch musste nicht nur ausnahmsweise erhalten. Nietzsche hat es sogar im Französischen nie so weit gebracht, dass er einen Text glatt herunterlesen oder gar einem vorgelesenen mühelos folgen konnte. Von ihm wichtigen Stücken bat er sich gerne für ihn angefertigte Übersetzungen der Freunde aus. Overbeck, der bis zu seinem vierzehnten Jahre nur französisch gesprochen hatte, übertrug ihm gelegentlich aus dem Stegreif französische Sachen mündlich. — Frau Overbeck, Gersdorff, Frau Marie Baumgartner und andere griffen für ihn zur Feder. — Er selbst schreibt an Hans von Bülow: ‚Ich selber nämlich verstehe gar zu wenig italienisch und bin überhaupt, obschon Philologe, doch leider gar kein Sprachmensch. Die deutsche Sprache wird mir sauer genug‘. Unter den Zuschriften an Overbeck ist eine Postkarte in vortrefflichem Latein abgefasst“.

Erstaunlich hat er mit diesem geringen Pfunde gewuchert. „Mitte der siebziger Jahre bezeichnete Frau Cosima Wagner der Schwester Nietzsche als einen perfekten Kenner der ältern Franzosen“, für die deutsche Jugend der achtziger Jahre hat er die französischen Moralisten, Stendhal und die paar guten englischen Prosaisten geradezu neu entdeckt. Als Hodeget zu seinen klaren, feinen Meistern hat er ungeheuren Einfluss ausgeübt, und er, der die Werke der jungen, deutschen Literatur wohl kaum kannte, war unbewusst ihr grösster Feind und hat dem deutschen Realismus so bald den Hals gebrochen.

\*

\*

\*

Im zweiten Bande kann Bernoulli sein kirchenhistorisches Schurzfell wieder umbinden. Peter Gast schrieb an Overbeck: „Das Archiv ist entzückend eingerichtet, Nietzsche ruht, in ein weisses Flanellkleid gehüllt, oben den ganzen Tag auf einem Divan, nicht übel aussehend, sehr ruhig geworden, einen träumerisch und mit sehr fragendem Blick ansehend. Als ich ihm auf dem Klavier, ganz sanft, das „Pria che spunti in ciel l'aurora“ vorspielte, schien es wie aus der Tiefe seines verschwommenen Gedächtnisses aufzuleuchten: er klatschte ganz matt und fast unhörbar in seine Christushände“. Und ein Eingeweihter schreibt (II, 370): „Dass man, wenn man unter sich war, mit der Christusparallele in aller Naivität kokettierte, steht fest; die Rollen der Apostel wurden verteilt, und auch um die Madonna war man nicht verlegen!“ Die trug den Nimbus wenigstens unserer Zeit: „sie tut keinen Schritt in die Stadt; sie fährt nur noch in der Equipage, mit Kutscher und Diener in Livree auf dem Bock“. (Peter Gast an Overbeck 4. August 1900.) Andere Gleichungen mangeln nicht; da ist der Chor der Judenchristen von Brandes bis Simmel, da sind die Toledôtjuden, vertreten durch Professor Stein in Bern, der Seite 393 durch Rohde noch einmal kräftig gekennzeichnet wird, da sind die Griechen, denen die neue Lehre eine Torheit ist und die Nietzsche fleissig von sich wegloben, die Philosophen als einen Künstler und die Dichter als einen Gelehrten — nur die Theologie, die einen noch bessern Magen hat als die Kirche, schickt sich an, ihn zu verdauen — da ist endlich der durch Bannflüche und Interdikte seine Dogmen sichernde, durch kluges Geschäftsnietzschetum gedeihende Nietzschekatholizismus. Overbeck wäre dann der abseits stehende Johannes: „Overbeck war von allen Nietzsche Nahestehenden der schlechthin einzige, der mit Nietzsche nahezu zwanzig Jahre eng verkehrt hatte, ohne sich ein einziges Mal mit ihm entzweit zu haben. Alle andern ohne Ausnahme: Mutter, Schwester, Rohde, von Gersdorff, Fräulein von Meysenbug, von Seydlitz, Deussen, von Stein und wer sonst, Richard Wagner inbegriffen, hier alles in Frage käme, verfügten über keine ununterbrochene Freundschaft, wie sie hingegen für Overbeck einfach als gegeben vorliegt“. „Freund Overbeck natürlich immer ausgenommen“, schreibt Nietzsche hinter eine Warnung vor allen Andern. Und von

Overbeck's Aufzeichnungen über Nietzsche, welche den Grundbass unserer zwei Bände bilden, schreibt Bernoulli: „sie erfolgten in zwei Anläufen; das erste Mal wollte Overbeck für Gast, dem er seine Nietzsche-Briefe zu vermachen gedachte, einen persönlichen Kommentar zu diesem Vermächtnis anfertigen, wurde dann aber unmittelbar darauf durch Gast's unerwartete Schwenkung von diesem Vorhaben abgebracht. — Dann war es wieder das Erscheinen des Schlussbandes der Schwesterbiographie, das ihm abermals die Feder in die Hand drückte. Aus dieser Doppelserie meist kurzer, nur durch alphabetische Stichworte lose zusammengehaltener Notizen konnte nach durchgreifenden Leitgedanken ein Heft Erinnerungen zurecht gerückt werden, selbstverständlich nur durch Schiebung und etwa notwendige Kürzung, jedoch natürlich ohne Eingriff in den Wortlaut. Was diese Blätter auch zu wünschen übrig lassen — eine kalte Hand hat sie nicht beschrieben. Als Overbeck mir im Januar 1902 eine erste Partie davon vorlesen wollte, kam er keine dreissig Zeilen weit. Bei den Worten: ‚für mich, der ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde‘ — brach er, von einer übermächtigen Erregung am ganzen Leibe geschüttelt, in ein heftiges Schluchzen aus, warf das Papierhäufchen mit einem Ruck auf den Tisch und stammelte: ‚Ich bin's nicht im stande‘“.

\*

\*

\*

An einem andern Punkte aber ist Bernoulli die theologische Schulung zum Unheil geworden. Er erklärt: „Das, was uns von ihm bleiben wird und bleiben muss, ist ganz blank und allgemein und unpersönlich die Tendenz Nietzsche. Wir müssen von seinem Wirklichkeitshunger angesteckt werden, der sich nicht mehr mit Schulbegriffen wie Seele und Tugend abspeisen lässt“. Das ist der bekannte sumpfige Rückzug der modernen Theologen auf die Tendenz, die ansteckende Wirkung und den vorbildlichen Wert des Helden. Im Reiche des Denkens werden aber nur die Leistungen gezählt, hat die Persönlichkeit nur novellistischen und Erklärungswert. Und wenn man überhaupt jede Moral billig gibt, wenn man sie dem höheren Landjäger überlässt, wie die Gesetze der Juristen dem niederen, wenn man sich auch für den „Übermenschen“, die „ewige Wiederkehr“, ja selbst für den „guten

Europäer“, der bei Nietzsche wesentlich nur Grieche, Romane ist, nicht begeistern kann, so bleiben ihm doch zwei grandiose Leistungen allerersten Ranges:

1. Er hat mit kraftvoller Folgerichtigkeit nicht mehr den Menschen, sondern den Schaffenden zum Masstab aller Dinge gemacht, hat die Kunst vom Künstler aus gewürdigt und gewertet, nicht vom Publikum aus, die Religion vom Propheten, nicht von der Gemeinde aus, die Philosophie vom Philosophen aus, nicht vom Gelehrten, das Leben vom Menschenzüchter, nicht vom Menschen aus.

2. Er hat zuerst gesehen, dass alles Apriori, alle Axiome nicht nur der Moral, sondern auch der theoretischen Erkenntnis Probleme sind, die ihre Entstehungsgeschichte und vielleicht -skandale haben, dass auch die Fundamente „jenes ungeheuren Gebälks und Bretterwerks der Begriffe, an das sich klammernd der bedürftige Mensch sich durch das Leben rettet“, nicht ewig und unumstösslich, sondern von den Vätern jener bedürftigen Menschen noch bedürftiger zusammengemauert worden sind. Er hat, was hinter dem Bretterzaun unserer skeptischsten Skeptiker lag, mit königlicher Hand dem Historiker als Ackerfeld geschenkt, hat gesehen, dass „Raum“ und „Zeit“ und „Wahrheiten“ und „Logik“ ebensogut Waffen und Errungenschaften des Menschen sind wie das Wurfholz und die Milchkuh; dass die Metaphysik eines der ersten Kapitel der Menschengeschichte ist.

Er ist zusammengebrochen, bevor er diese Lehre, die mich sein wichtigstes Testament dünkt, ganz ausdenken konnte, bevor er auch jenseits von Wahr und Falsch kam, nicht zu einem stumpfsinnigen Skeptizismus, sondern zu der Aufgabe, den Weg unseres Denkens nicht für den einzig möglichen zu halten, die abzweigenden Seitenpfade schärfer zu beachten, und zu der schönen Hoffnung, in eine noch viel aussichtsreichere Strasse einmünden zu können. —

Nietzsche's Freunde, denen unsere Distanz von ihm nicht zugute kam, haben in ihm vor allem den Kritiker bewundert. Als solcher ist er am tiefsten in die zwei Probleme eingedrungen, die er am meisten Grund hatte, ernst zu nehmen, deren geheimste Schlupfwinkel er kannte, weil er selbst an ihnen litt: das des Gelehrten und des Schauspielers. Sobald er diese Gebiete betritt,



ist es für ihn Erbfeindesland, alles Courbettieren hört auf, es ist heiliger Krieg gegen Lieblingssünden und Lieblingsleiden. Er hat sogar in Faust den deutschen Professor gewittert, und sein Herausdestillieren des Schauspielerhaften aus dem Werke Wagner's ist ein Wunder der psychologischen Chemie. Overbeck schreibt zwar: „Nietzsche ist als Gelehrter gar nicht ernst zu nehmen, als Denker gar sehr“; da muss aber der eigentümliche Overbeck'sche Begriff vom Gelehrten in Rechnung gezogen werden. Und der Reichsgerichtsrat Dühringer hat gar wissenschaftlichen Wert nur den Jugendarbeiten Nietzsche's im Rheinischen Museum zuerkannt, was nur von der juristischen „Wissenschaft“ aus zu verstehen ist. In der Moralgeschichte war Nietzsche ein viel grösserer wissenschaftlicher Arbeitgeber als sein Lehrer Ritschl in der Philologie; dass ihm die hands fehlten, ist nur zum kleinsten Teile seine Schuld. Overbeck schreibt ferner: „Nietzsche war alles eher als ein Schauspieler, so sehr es bisweilen danach ausgesehen hat und was in ihm sich dargestellt hat, ist vor allem erlebt worden. Nietzsche hat sich allerdings sehr ‚theatralisch‘ entwickelt. Mit sich selbst spielend hat er sozusagen eine Kulisse nach der andern aus seinem Dekorationsmagazin hervorgezogen, bis das ganze Schaustück dastand. Das kann aus seinem Nachlass jetzt jedermann erfahren. — Nietzsche's Vornehmheit wird oft an ihm besonders gerühmt, und ich denke gewiss nicht daran, ihm diese Eigenschaft abzusprechen. Dennoch bekenne ich als sein Freund und aus meinen Freundschaftseindrücken, dass neben ihr die Affektation des Vornehmen eine der schwächsten, bedenklichsten Eigentümlichkeiten war“. Eine „gewisse Feierlichkeit“, „etwas Gezwungenes in seinem geselligen Entgegenkommen“ fiel sowohl Frau Overbeck als von Scheffler auf. Auch Frau Andreas erzählt: „Im gewöhnlichen Leben war er von grosser Höflichkeit und einer fast weiblichen Milde, von einem stetigen, wohlwollenden Gleichmut, — er hatte Freude an den vornehmen Formen im Umgang und hielt viel auf sie. Immer aber lag darin eine Freude an der Verkleidung — Mantel und Maske für ein nie entblösstes Innenleben. Ich erinnere mich, dass, als ich Nietzsche zum ersten Male sprach — es war an einem Frühlingstage in der Peterskirche in Rom —, während der ersten Minuten das gesuchte Formvolle an ihm mich frappierte und täuschte“.

Und er selbst schreibt an Frau Overbeck: „Die Wahrheit ist, dass alle meine Stellungen zu allen Menschen falsch sind, wer kennt mich denn?“ Mit Frau Nielsen hat er Theater gespielt und sowohl Frau Andreas als Overbeck gegenüber die Mitteilung der „ewigen Wiederkehr“ in Szene gesetzt — natürlich nicht aus Mache, sondern in Treue gegen sich selbst.

Er war also entschieden theatralischer veranlagt als die meisten andern Sterblichen, die doch alle mehr oder weniger Komödie spielen. Aber er hat auch diese Mitgift mit der Selbstüberwindung, die er für seine stärkste Eigenschaft hielt, bekämpft an sich und andern und hat sie für sich zum besten gewendet. Oder ist dieses ständige Zielesetzen, diese etwas krampfhaftige Selbsterziehung nicht etwas im höchsten Sinne Theatralisches, im Gegensatz zur Freude am natürlichen Selbstwachsen?

\* \* \*

Nach dem Frauenbuch haben wir jetzt ein Mannesbuch über Nietzsche. Bernoulli fand den Denker „biographisch noch gar nicht ausgepackt“ vor, er hat ihn „aus der Watte genommen, mit der ihn ängstliche Furcht und Sorge meinten ver mummen zu müssen“. Die frische Luft ist ihm ausgezeichnet bekommen. Bernoulli geht den Meinungen und Lehren nach, um wie ein sorgsamer Notar das Eigentum Nietzsche's einwandfrei festzustellen, so bei der „ewigen Wiederkehr“, beim Einfluss Overbecks auf Nietzsche's Beschäftigung mit dem Christentum. Es gibt viele Klippen in dem Buche, die meisten sind glücklich umschifft, die schwierigen architektonischen Aufgaben zum Teil raffiniert gelöst. Jetzt müssen wir noch die Biographie Plutarch'schen Stiles bekommen, wie sie Nietzsche einst für grosse Männer gefordert hat, in der nur der Held redet und das Schicksal.

Mit dem Kunstgeschichts- hat der Nietzscherummel den deutschen Kultursnobismus um 1900 beherrscht. Beide scheinen jetzt am Abflauen zu sein. Wer sich aber vorher den Magen nicht verdorben hat, braucht auch kein Erbrechen zu fürchten, sondern kann seinen Meister in Verehrung und jener Dankbarkeit weiterlesen, welche der anständige Mensch als das Höchste zu vergeben hat, der Dankbarkeit gegen den geistigen Wohltäter. Solchen Leuten wird Bernoullis Buch den tapferen Mann lieber

und seine Werke verständlicher machen. Seinen eigenen Nietzsche wird sich ohnedies Jeder heraussuchen. Ich für meinen Teil freue mich weniger des Umwerter, des Moralpredigers, überhaupt des Pathetikers, sondern des vorsokratischen Nietzsche, den er in einer seiner besten Stunden gezeichnet hat: „namenlos und leicht verspottet leben, zu niedrig, um Neid oder Freundschaft zu erwecken, mit einem Kopf ohne Fieber, einer handvoll Wissen und einem Beutel voll Erfahrungen ausgerüstet, gleichsam ein Armenarzt des Geistes sein und dem und jenem, dessen Kopf durch Meinungen verstört ist, helfen, ohne dass er recht merkt, wer ihm geholfen hat! — Wie eine geringe Herberge sein, die Niemanden zurückstösst, der bedürftig ist, die aber hinterher vergessen oder verlacht wird! — Beständig in der Sonne und Milde der Anmut liegen und doch die Aufstiege zum Erhabenen in der Nähe wissen! — Das wäre ein Leben! Das wäre ein Grund, lange zu leben“!

BASEL.

A. MEZ.



## DIE GESCHENKE PAPST JULIUS II. AN DIE EIDGENOSSEN.

(Fortsetzung.)

In der wohlgeführten Feldzugsrechnung der Basler Truppen hat sich die detaillirte Kostennote für das Basler „Juliuspanner“ erhalten. Die Summe wurde zuerst von der Kriegskasse getragen und später vom Kardinal zurückvergütet.

„So costet das paner ze machen zu Meyland:

Item 11 ellen 1 fuß wyssen damast kost	9 Kronen 19 ß
Item umb franssen . . . . .	2 Gulden 1 Dicken
Item die stangen kost . . . . .	6 ß
Item umb guldin schnuer 5 pfund meilandisch	1 Kronen 7 ß
Item umb das ysin (Spiesseisen) . . . . .	4 ß
Item umb negel . . . . .	2 ß
Item dem snyder . . . . .	9 ß
Item dem maler . . . . .	4 Cronen 1 Dicken
Item dem sydinstickter vom engelschen gruss zusticken . . . . .	19 Cronen 2 Dicken